

Zeitschrift für Diskursforschung
1. Beiheft 2015

**Zeitschrift für
Diskursforschung**
Journal for
Discourse Studies

**Diskurs – Interpretation –
Hermeneutik**

1. Beiheft

Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver
(Hrsg.)

BELTZ JUVENTA

Inhalt

Einleitung	2
<i>Daniel Wrana</i> Zur Lokation von Sinn. Das Subjekt als Bedingung und Gegenstand von Diskursanalyse und qualitativer Forschung	14
<i>Rainer Diaz-Bone</i> Die Sozio-Epistemologie als methodologische Position Foucaultscher Diskursanalysen	43
<i>Dietrich Busse</i> Diskursanalyse und Hermeneutik. Ein prekäres Verhältnis	62
<i>Werner Holly</i> Diskurse verstehen? Optionen linguistischer Diskurshermeneutik	86
<i>Ekkehard Felder/Anna Mattfeldt</i> Linguistik als hermeneutische Wissenschaft. Das schwierige Verhältnis von Text und Bild im Diskurs	107
<i>Noah Bubenhofer/Joachim Scharloth/David Eugster</i> Rhizome digital: Datengeleitete Methoden für alte und neue Fragestellungen in der Diskursanalyse	144
<i>Reiner Keller</i> Weber und Foucault. Interpretation, Hermeneutik und Wissenssoziologische Diskursanalyse	173
<i>Willy Viehöver</i> Narration und Interpretation. Überlegungen zum hermeneutischen Strukturalismus Paul Ricoeurs	211
Die Autorinnen und Autoren	261

Daniel Wrana

Zur Lokation von Sinn

Das Subjekt als Bedingung und Gegenstand von Diskursanalyse und qualitativer Forschung

Zusammenfassung: Die klassische qualitative Forschung und die Foucaultsche Diskursanalyse scheinen sich in einem Punkt deutlich zu unterscheiden: Während erstere den subjektiven Sinn als Fluchtpunkt der Interpretation betrachtet, lehnt letztere das Subjekt als Bedingung der Analyse ab. Im Beitrag wird die methodologische Debatte, die mit dieser Opposition verbunden ist, rekapituliert, um die Problematik, die der Theorie der Interpretation mit der Orientierung am subjektiven Sinn aufgegeben ist ebenso herauszuarbeiten wie jene Schwierigkeiten, denen sich die Interpretation ohne Subjekt stellen muss. Schließlich zeichnen sich Konvergenzen ab, mit denen sich weder Subjekt noch Struktur, sondern – wenn auch auf verschiedene Weise – die soziale Praxis als Lokation von Sinn abzeichnet.

Schlagwörter: Hermeneutik, Poststrukturalismus, Subjekt, Interpretation, Analyse, Wissensschema

Summary: Qualitative research and Foucauldian discourse analysis seem to differ in one point: the first one regards subjective meaning as essential for interpretation and the other one refuses any role of the subject as a condition for analysis. In this article the debate on methodology regarding this difference is recapitulated. The problems a hermeneutic theory of interpretation has to solve are elaborated as well as the problems a theory of interpretation without subject is running into. At the end, a convergence is emerging: neither subject nor structure but the social practice tends to be regarded as the location of meaning.

Keywords: hermeneutics, poststructurlism, subject, interpretation, analysis, schema/sheme of knowledge

In den letzten Jahren wurde die Diskursanalyse zunehmend als Ansatz der qualitativen Sozialforschung wahrgenommen und gilt somit als ein möglicher methodologischer Zugang zu Forschungsgegenständen. Dabei ist zu-

mindest für die sozialwissenschaftliche Diskursanalyse eine empirische und methodische Ausrichtung gar nicht selbstverständlich. Der Diskursbegriff ist seit den 1980er Jahren mit der Rezeption des französischen Poststrukturalismus zunächst in der Gesellschafts-, Kultur- und Bildungstheorie stark geworden; er diente dort vor allem der Reformulierung theoretischer Grundlagen und zur Gegenwartsdiagnose. Zugleich wurde er in historischen Zugängen genutzt, um die Kontingenz moderner Wahrheits-, Macht und Subjektverhältnisse aufzuzeigen. Diskursanalyse wird dabei als Analytik im Sinne eines Ensembles von Begriffen und Blickrichtungen verstanden, mit dem die diskutierten Gegenstände meist kritisch-reflexiv thematisiert werden – auf eine Weise, die sich von gebräuchlichen Thematisierungen des Gegenstands unterscheidet. Aus dieser Perspektive gibt es Zweifel, ob die Diskursanalyse methodisiert werden kann und soll; es wird argumentiert, dass ihr kritisches Potential und ihre reflexive Kraft durch eine Methodisierung eher neutralisiert und affirmiert werde (z. B. Feustel 2010; Bröckling/Krasmann 2010). Dem lässt sich entgegenhalten, dass die Diskursanalyse gerade aufgrund dieser epistemologischen Reflexivität ein besonderes Potenzial für die Forschung habe, da sie in der Analyse ihrer Forschungsgegenstände die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Produktion miteinbeziehen kann.

Wenn man nun akzeptiert und für sinnvoll hält, dass die sozialwissenschaftliche Diskursanalyse als Ansatz unter anderen in das Feld qualitativer Forschung eintritt, dann ist die Frage, in welcher Beziehung sie zu den Kategorien und Praktiken steht, mit denen in diesem Feld Gegenstände konstruiert und verschiedene Zugänge zu denselben differenziert werden. Da die Diskursanalyse weder methodisch noch in ihrer epistemologischen Selbstverortung ein einheitlicher Ansatz ist, wird sie in dieser Positionierung notwendigerweise nicht einen Ort einnehmen, sondern verschiedene. Um die Verortung im Feld qualitativer Forschung zu diskutieren, eignet sich die Frage nach der Lokation von Sinn, denn diese verweist auf eines der zentralen Theorieprobleme qualitativer Forschung.

Die Frage nach der Lokation von Sinn, nach dem Ort, an dem Sinn sich konstituiert und an dem Interpretation und Analyse nach ihm suchen, war grundlegend für die Entstehung eines qualitativen Zugangs. Am Ende des 19. Jahrhunderts hatten sich die Naturwissenschaften als Disziplinen erfolgreich etabliert und postulierten die Universalität ihres objektivierenden, nach allgemein gültigen, erklärenden Gesetzen suchenden Erkenntnismodells. Innerhalb der neu entstehenden Kultur- bzw. Geisteswissenschaften insbesondere der deutschen Universitäten grenzte sich hingegen eine je nach Disziplin mehr oder weniger starke Fraktion von diesem Erkenntnismodell ab und orientierte sich am Modell von Germanistik und Geschichtswissenschaft, die Sinn in der Individualität und dem empirischen Fall suchen und hermeneutisch-verstehend rekonstruieren. Diese Grenzziehung bildete eine kontinu-

ierliche Konfliktlinie, die sich etwa in der Abgrenzung des interpretativen vom normativen Paradigma wiederholt (vgl. Keller 2012) und in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen empirischen Zugängen aktualisiert. Eine ähnliche Grenzziehung bezüglich der Lokation von Sinn wiederholt sich aber auch im Inneren der qualitativen Sozialforschung, wenn Ansätze nach solchen unterschieden werden, die im engeren Sinn die Subjekte verstehen und solchen, die eher subjektlose Strukturen herausarbeiten (z.B. Reichertz 1988). Im Rahmen einer Sortierung des Feldes postuliert Ronald Hitzler, die wichtigste Differenz bestehe in der Frage, „wo Sinn sich ursprünglich konstituiert. Die methodologische Frage, wie Sinn sinnvollerweise zu rekonstruieren ist, erscheint [...] demgegenüber nachrangig“ (Hitzler 2002: Abs. 6). Für die phänomenologisch orientierte Hermeneutische Wissenssoziologie sei nur das Subjekt „sinnkonstitutionsrelevant“ (ebd., Abs. 31), es gehe ihr um die Rekonstruktion subjektiv gemeinten Sinns (ebd., Abs. 32). Andere Zugänge lassen sich nach Hitzler hingegen danach einteilen, „bis wo hin“ (Hitzler 2007, Abs. 18; auch 2002, Fußnote 10) die Interpretation von Sinn zu gehen habe. Mit der Metapher deutet Hitzler, dass die Konstitution von Sinn sich in zunehmender Distanz vom Subjekt vollzieht und zwar jeweils etwas weiter weg in der Ethnomethodologie, dem Interaktionismus, der Bourdieu-Schule, der Diskursanalyse und der Objektiven Hermeneutik (Hitzler 2007, Abs. 18). Von der Konversationsanalyse beeinflusste Zugänge oder solche einer praxeologischen Ethnographie ziehen eine noch deutlichere Grenze, wenn sie etwa die Ethnomethodologie als „antihermeneutisch“ fassen (Hirschauer/Bergmann 2002), insofern „Menschen nicht als Sinnzentrum, sondern als Appendix sozialer Situationen betrachtet“ werden (Amann/Hirschauer 1997, S. 24). Die Diskursanalyse scheint, zusammen mit Ethnomethodologie und Ethnographie am vom Subjekt entfernten Pol angesiedelt.

Eine solche Differenzierung wiederholt sich aber nicht nur im Inneren der qualitativen Forschung, sondern auch innerhalb der Diskursanalyse. Die Unterscheidung tritt noch einmal in das Unterschiedene ein. Pointiert vertritt Reiner Keller mit der Wissenssoziologischen Diskursanalyse ein Forschungsprogramm, das in der Tradition der Hermeneutischen Wissenssoziologie und damit der Sinntheorien von Alfred Schütz, Peter Berger und Thomas Luckmann steht. Dort wird zwischen der subjektiven und der objektiven Seite der gesellschaftlichen Wirklichkeit unterschieden und für Keller ist die Diskursanalyse die geeignete Methode für die Analyse der objektiven Seite, denn diese sei in der Wissenssoziologie noch nicht hinreichend methodologisch ausgearbeitet (Keller 2010, S. 60). Er rezipiert den weiteren Kontext der an Foucault anschließenden Diskursanalyse, um eine interpretative Analytik zu entwerfen, ohne die Grundprinzipien der Hermeneutischen Wissenssoziologie zu verlassen. Von dieser Position her kritisiert er (post-)struk-

turalistische Ansätze der Diskursanalyse vor allem aus einem Grund: Sie verweigern sich der theoretischen Inanspruchnahme des Subjekts. Die Interpretation könne das subjektive Bewusstsein nicht außen vor lassen, denn dieses ist nach Keller der einzig mögliche Ort des Prozessierens von Sinn. Keller präzisiert:

das Bewusstsein „konstituiert allerdings nur in dem Verständnis Sinn, dass es keine anderen Orte der Verankerung oder Aufschichtung von Sinn gibt und nicht in dem Sinne, dass es genuine, ursprüngliche Quelle von Sinn wäre. Das, was das Bewusstsein als ‚Sinn prozessiert‘, stammt aus den gesellschaftlichen Wissensvorräten und folgt in enger Verknüpfung von Denken und Handeln den Pragmatiken der jeweiligen Situationsrelevanz.“ (ebd., S. 61)

Nun ist die (post-)strukturalistische Position dafür bekannt, dass sie genau diese Rolle des Subjekts als epistemische Voraussetzung des Wissens scharf kritisiert. Keller verweist zurecht darauf, dass sich auch die poststrukturalistische Diskursanalyse intensiv mit Subjektivität beschäftige, allerdings sei es aus seiner methodologischen Position nicht nachvollziehbar, warum dort „mühevoll der ‚Eigensinn der Subjekte‘ wieder entdeckt“ (Keller 2012, S. 8) werde, wo der Subjektbegriff des interpretativen Paradigmas doch die Relation von Subjekt und Struktur bereits hinreichend und angemessen ausgearbeitet habe (ähnlich Keller 2010, S. 67 und 2011, S. 72 ff.).

Komplementär dazu verortet Rainer Diaz-Bone die Diskursanalyse im Anschluss an den Strukturalismus und die Epistemologie Gaston Bachelards. Ihre Erkenntnis vollziehe sich grundsätzlich nicht über sich vertiefende Zirkel des Verstehens, sondern über einen epistemologischen Bruch. Sie untersuche Sinn unabhängig vom Postulat, dass sich dieser im Subjekt zentriert sei (Diaz-Bone 2006, 2007).

Während Keller die Auffassung vertritt, die die Diskursanalyse nur interpretativ möglich sei, argumentiert Diaz-Bone, dass eine Diskursanalyse im Anschluss an Foucault nicht-hermeneutisch sein müsse, weil die Theoriefigur eines erkenntnisbegründenden Subjekts ein Erkenntnishindernis darstellt (Diaz-Bone 2006, S. 76; vgl. Angermüller 2005). Vor diesem Problemhorizont erscheint es lohnenswert, die Problemlage zu rekapitulieren und die verschiedenen Konzeptionen der Diskursanalyse und damit ihre Stellung im Feld qualitativer Forschung von der Frage her aufzurollen, wie und wo sich die Konstitution von Sinn vollzieht.

Dabei sollen die vielfältigen Diskussionen nicht wiederholt werden, die im Anschluss an Foucaults Provokation, der ‚Mensch‘ oder das ‚Subjekt‘ verschwinde am Ende der Moderne „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“ (Foucault 1974, S. 463), die Figur des Subjekts als Bedingung der Möglichkeit

und Begründbarkeit von Agency und Kritik problematisiert haben. Ich möchte in diesem Beitrag die Problematik vielmehr von der epistemologischen und methodologischen Dimension her aufrollen, auf die sich auch Reiner Keller bezieht. Die Frage lautet: Wo und wie vollzieht sich gemäß verschiedener theoretischer Ansätze die Konstitution und Aufschichtung bzw. Sedimentierung von Sinn? Was sind also die Produktions- und Reproduktionsmodi von Bedeutung? Ich werde in diesem Beitrag nur wenige Aspekte aufgreifen und nur skizzenhaft behandeln können. In einem ersten Schritt soll (1) die Theorie der Sinnproduktion in der klassischen Hermeneutik und ihre implizite Problematik bis zu Max Webers Entwurf einer verstehenden Soziologie rekonstruiert werden. Danach wird (2) geschildert, wie die Sozialphänomenologie ausgehend von dieser Problematik eine Revision der Sinntheorie vorlegt und eine innere Ausdifferenzierung beginnt, nach der Sinn tendenziell in der sozialen Praxis lokalisiert ist. Ich werde dann (3) die Theorie der Sinnproduktion im klassischen Strukturalismus skizzieren sowie die Problematik, die mit diesem Zugang verbunden ist. (4) Schließlich möchte ich zeigen, wie Foucaults Entwurf der Diskursanalyse der späten 1960er Jahre einerseits auf die Problematik des Strukturalismus mit einer Transformation desselben reagiert und damit gleichzeitig eine Antwort auf die hermeneutische Problematik liefert. (5) Zum Schluss möchte ich darlegen, inwiefern die poststrukturalistische Diskursanalyse die Theorie der Sinnproduktion revidiert, und Sinn dabei ebenfalls tendenziell in Praktiken verortet – wenn auch auf andere Weise als die hermeneutische Diskursanalyse.¹

Das Subjekt als Lokation von Sinn in der Hermeneutik

Um die Problematik der Lokation von Sinn herauszuarbeiten gilt es, historisch etwas zurück zu gehen. Die ersten Konzepte einer Hermeneutik als Kunstlehre haben sich in der Biblexegese des frühen Christentums entwickelt. Sie entdeckte, dass es neben dem unmittelbar lesbaren Wortsinn einen „eigentlichen“ Sinn gebe, einen „allegorischen Sinn“ bzw. „Hintersinn“ (Gadamer 1986/1993, S. 94), den die exegetische Lektüre ergründen solle. Dieser Sinn ist nicht direkt im Text lokalisiert, sondern liegt in der Offenbarung Gottes als intentionalem Wesen. Zum Problem wurde allerdings, dass sich der offenbarende Gott zurückgezogen hatte und die von ihm überlassenen Texte nicht erläuterte. Daher war eine unmittelbare Beobachtung des

1 Weitere Aspekte der hier verhandelten Thematik, insbesondere das Aufgreifen der Analysemodelle der Hermeneutik und des Strukturalismus in aktuellen Ansätzen der Diskursanalyse werden diskutiert in Wrana 2014b

subjektiv gemeinten Sinns Gottes nicht möglich. Die Lösung der katholischen Hermeneuten war, die Autorität des Autors auf die ‚auctoritas‘ der Kirche übergehen zu lassen und deren Auslegepraxis (die ‚Tradition‘) als verbindlich zu erklären. Interessant ist nun, dass sich im Streit um diese Deutungsmacht im Zuge der Reformation eine grundlegende Problemlage formiert: Wenn Sinn in einem sprechenden Subjekt (hier Gott) lokalisiert ist, aber nicht direkt erkannt werden kann, gibt es drei Möglichkeiten, diesen Sinn zu ergründen: (a) der Bezug auf die Macht einer Autorität, das war die Lösung der katholischen Kirche, (b) die methodische Verfeinerung der Lektürefahren, das war die Konsequenz für die protestantische Theologie, die im Anschluss an Luthers „sola scriptura“ erstmals hermeneutische Interpretationsmethoden entwickelte (vgl. Flacius 1567/1976, S. 49). (c) Durch die Beobachtung der Handlungen, denn der Protestantismus entwickelte die Idee – darauf hat Max Weber hingewiesen (Weber 1920, S. 142) – dass sich die Intentionen des Autors (Gottes) nicht einfach in seinen Texten zeigen, sondern im Geschehen in der Welt (seinen Handlungen).

Nachdem die Philosophen der Aufklärung eher den Text und seine Relationen zu anderen Texten als die Lokation von Sinn betrachteten, verschoben sich mit dem Deutschen Idealismus und der Romantik die Erkenntnisbedingungen. Johann Gottfried von Herder (1778/1994) konzipierte als einer der ersten den Autor – und nun den real existierenden menschlichen Autor – als Referenzpunkt von Sinn. Man solle „mehr im Geist des Urhebers, als im Buch“ lesen und dessen Leben als „den besten Commentar seiner Schriften“ betrachten. Die Lektüre sei ein Sich-Hinein-Versetzen, eine „Divination in die Seele des Urhebers“ (ebd., S. 208). Friedrich Schleiermacher hat schließlich in seinen Vorlesungen über Hermeneutik das ‚Ich‘ zum Fluchtpunkt aller Bemühungen des Verstehens gemacht: Wer verstehen will, muss die Gedanken des/der AutorIn nachvollziehen. Dies erfordere eine „divinatorische Methode“ mit der man „sich selbst gleichsam in den anderen verwandelt, das Individuelle unmittelbar aufzufassen sucht“ (Schleiermacher 1838, S. 146). Auch Schleiermacher argumentiert, dass man keine unmittelbare Kenntnis des Inneren des Urhebers haben könne, daher müsse das Sich-Hineinversetzen über die Rekonstruktion der Wissenshorizonte erfolgen. „Ebenso ist jede Rede immer nur zu verstehen aus dem ganzen Leben, dem sie angehört“ (ebd., S. 13). Indem man nun aber zur Deutung der entsprechenden Dokumente verschiedene Kontexte hinzuzieht, komme zwangsläufig „vieles zum Bewusstsein [...], was ihm [dem Urheber] unbewusst bleiben kann“ (ebd., S. 32) und so kommt die Hermeneutik dazu, „die Rede zuerst ebenso gut und dann besser zu verstehen als ihr Urheber“ (ebd., S. 32). Die Interpretation arbeitet also anhand des untersuchten Materials einen Sinn heraus, der im Subjekt lokalisiert ist, ohne dass dieser subjektive Sinn derjenige Sinn sein

müsste, den das Subjekt für seinen eigenen hält. Dilthey führt diese Argumentation weiter: Verstehen sei der Rückgang von einer Äußerung auf ein Inneres, das sich in der Äußerung ausdrückt (vgl. Dilthey 1900/1990, S. 318). Die Hermeneutik habe dabei die Aufgabe, den Erlebnissvorgang ausgehend von den Textdokumenten, die diesen Vorgang „ausdrücken“, zu rekonstruieren. Ihre Wissenschaftlichkeit und Objektivität zeige sich darin, inwiefern sie in diesem Individuellen ein Allgemeines herausarbeiten kann, das das Individuelle übersteigt (vgl. Dilthey 1900/1990, S. 317).

Die selbst gesetzte Aufgabe, den im Subjekt lokalisierten Sinn zu bestimmen, obwohl er darin nicht unmittelbar beobachtbar ist, führt am Ende dazu, dass die Erkenntnis des subjektiven Sinns über den subjektiven Sinn hinausgeht und das Subjekt zum Objekt macht. Das ist nun ein Problem, denn in vielen hermeneutischen Konzepten ist das verstehende Sich-Hineinversetzen mit der moralischen Anforderung verknüpft, den Anderen in seiner Subjektivität anzuerkennen. Das Verstehen hat nämlich zwei Bedeutungen: Es kann die feststellende Interpretation des Sinns des Anderen sein, aber auch die dialogische Anerkennung der Gültigkeit und Andersheit des Sinns der Anderen. Der hermeneutisch erkannte Sinn steht also nicht nur in Gefahr, den Sinn im Subjekt zu verkennen, er steht auch in Gefahr, sich über ihn zu erheben. Aus diesen und anderen Gründen entwickeln sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verschiedene Ansätze der Hermeneutik, die dieses Problem zum Ausgangspunkt nehmen.

Martin Heidegger und Hans-Georg Gadamer haben die Lösung gewählt, das Verstehen als existentielle Verfasstheit des Menschen gewissermaßen ‚tiefer‘ zu legen: Der Mensch finde sich immer schon in Deutungshorizonten vor, es gebe kein Außen des Verstehensvollzugs. Dazu haben sie sich aber in zwei anderen Hinsichten weit von Diltheys Hermeneutik entfernt. Erstens machen sie die psychologische Wende der Hermeneutik rückgängig (Grondin 2001). Das Subjekt wird nicht mehr als die Lokation von Sinn begriffen. Sinn wird vielmehr in der Bewegung des Verstehens produziert, wobei diese Bewegung nicht vom Subjekt ausgeht, sondern umgekehrt das Subjekt mit sich verstrickt. Zweitens sind sie gegenüber einer Hermeneutik als wissenschaftlicher Methode feststellenden Verstehens skeptisch bis ablehnend. Gadamer verweist auf den Geschehenscharakter der Sprache, dem auch der wissenschaftlich Deutende nicht entgehen kann (Gadamer 1960/1990, S. 3 und S. 467). Die Wahrheitsfindung in den Geisteswissenschaften könne sich bestenfalls am Betrachten des Kunstwerks orientieren, ist also nur noch ästhetisiert denkbar. Kurz: Verstehen wird bei Gadamer auf Verständigung bezogen und nicht auf das rekonstruierende ‚Feststellen‘ von Sinn. Auf diese Weise ist zwar das Problem der direkten Nicht-Erkennbarkeit subjektiven Sinns bearbeitet, aber eine Methodologie der hermeneutischen Forschung wird versperrt.

Eine andere Lösung bietet die Idee einer kommunikativen Sozialforschung an, in der die Legitimität der Deutung bezüglich des subjektiv gemeinten Sinns durch eine Autorisierung seitens der Gedeuteten hergestellt wird (vgl. Ziegau 2006, S. 304). Kurz: man fragt die Subjekte nach der Forschung, ob der Sinn für ihr subjektives Empfinden getroffen sei. Das epistemologische Problem, dass die Interpretation des subjektiven Sinns sich über diesen erheben kann, wird damit allerdings nicht bearbeitet, sondern gewissermaßen forschungspraktisch kurzgeschlossen, denn im Gegensatz zu den Forschenden wird den Beforschten zugeschrieben, über eine vollständige Selbsttransparenz bezüglich ihres eigenen Sinns zu verfügen. Legitim ist diese Lösung im ethischen Kontext einer intervenierenden, emanzipatorischen Handlungsforschung, die die Veränderung des beforsteten Feldes ermöglichen und den Akteursstatus der Beteiligten nicht nur wahren, sondern steigern will (vgl. Zinnecker 2000). Eine belastbare epistemologische Grundlage bildet die Unterstellung der Selbsttransparenz der Subjekte aber nicht.

Einen dritten Weg hat Max Weber mit dem Grundbegriff des Handelns gebahnt, wenn er bestimmt, dieses sei ein Tun, „insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden“ (Weber 1922, S. 1). Der subjektive Sinn ist für Weber aber kein semantischer Sinn, er ist vielmehr der Sinnzusammenhang, in dem die Handlungsgründe der Handlung stehen, also ein motivationaler Zweckzusammenhang. Auf diesen verweist die Wendung „subjektiv gemeint“ (ebd., S. 4). Weber operiert nun mit einigen Differenzen: bewusst vs. unbewusst, subjektiv vs. objektiv, individuell vs. kollektiv. Er radikalisiert einerseits den methodologischen Individualismus, indem er Sinn als subjektiv gemeinten Sinn nur im Individuum lokalisiert und die Annahme kollektiver Akteure kategorisch ausschließt (ebd., S. 7). Andererseits verwirft er die Annahme, dass Sinn im Bewusstsein des Subjekts präsent sei: „Das reale Handeln verläuft in der großen Masse seiner Fälle in dumpfer Halbbewußtheit oder Unbewußtheit seines ‚gemeinten Sinns‘. Der Handelnde ‚fühlt‘ ihn mehr unbestimmt, als daß er ihn wüßte oder ‚sich klar machte‘, handelt in der Mehrzahl der Fälle triebhaft oder gewohnheitsmäßig“ (ebd., S. 10). Subjektiver Sinn ist bei Weber also nicht singulärer und keineswegs bewusster oder selbsttransparenter Sinn, sondern mit objektiven Methoden empirisch erhobener, individuell-verankerter Sinn in Form von Handlungsgründen (ebd., S. 2).

Walter Bühl beklagt, dass sich Weber in den Dualismus von Subjekt und Objekt verstricke, die Position des methodologischen Individualismus breche „kaum verdeckt, schon bei Weber selber zusammen“ (Bühl 1972, S. 17). Weber postuliere zwar den subjektiven Sinn, könne dann aber nicht anders als auf die andere Seite der Differenz zu wechseln und sich an die Mittel-Zweck-Rationalität als privilegierten Handlungsgrund zu halten, die nur auf der Ebene eines objektiven gesellschaftlichen Sinns untersuchbar sei. Die bei-

den Seiten der Dualität eröffnen dann drei mögliche Weiterführungen: Während die sozialwissenschaftliche Hermeneutik ein handlungstheoretisches Theorem des subjektiven Sinns herausarbeiten wird, folgt die rational-choice-theory der individualistischen, aber subjekttranszendierenden Zweckrationalität.

Die Differenz von subjektiver und objektiver Wirklichkeit

Alfred Schütz (1929/1974) hat den methodologischen Individualismus Webers aufgegriffen, ihn aber phänomenologisch und bewusstseinstheoretisch transformiert. Auf diese Wendung bezieht sich die sozialwissenschaftliche Hermeneutik, allerdings lässt sich bezüglich der Lokation von Sinn eine konzeptionelle Verschiebung von den frühen Arbeiten von Schütz bis hin zu den Anschlüssen von Harold Garfinkel und Erving Goffman beobachten. Die Lokation von Sinn wird tendenziell vom Subjekt weg zur Struktur bzw. zur Praxis verortet (vgl. Reckwitz 2000, S. 365 und S. 411).

Am Ausgangspunkt steht Schütz's bewusstseinstheoretische Konstitutionsanalyse von Sinn im Anschluss an Husserl. In dieser wird die Quelle von Sinn auf ursprüngliche Bewusstseinsakte zurück bezogen. Sinn konstituiert sich – so pointiert Hitzler, der sich meist auf den frühen Schütz bezieht – „ursprünglich in ‚Stellung nehmenden‘ Bewusstseinsakten, in denen sich das Ich auf eine bestimmte Art seinem dahinströmenden Erleben zuwendet“ (Hitzler 2007, Abs. 22). Das Subjekt selbst erkennt den eigenen Sinn jedoch nicht im Moment des Vollzugs seiner Akte, also des Meinens eines subjektiven Sinns, sondern nachträglich in einer reflexiven Bewegung oder im Voraus in einer planenden Bewegung des Bewusstseins, mit der Handeln und Erleben in einen Sinnzusammenhang eingeordnet werden. „Sinn ist nichts anderes als eine Leistung der Intentionalität, die aber nur im reflexiven Blick sichtbar wird“ (Schütz 1929/1974, S. 69). Die sinnkonstituierenden Akte beginnen nicht in jedem Moment des Deutens von vorn, vielmehr operieren sie ausgehend von Schematisierungen und Typisierungen, die in vorigen Erfahrungen aufgebaut wurden und zu einem schematisierten Erfahrungsvorrat sedimentiert sind (ebd., S. 103–109). Auch das Verstehen des Anderen vollzieht sich auf Basis der individuell sedimentierten Sinnstrukturen qua Rückschluss auf den im Bewusstseinsstrom des Anderen liegenden Sinn (ebd., S. 157 ff.). Ausgehend von diesem operationalen Theoriekern eines sinnproduzierenden Subjekts beschreibt Schütz in einer aufsteigenden Analyse die Entstehung der sozialen Welt, die aber immer an das Subjekt gebunden bleibt, weil sie zum einen immer in einem Prozess der Objektivierung aus subjektivem Sinn konstituiert ist und zum anderen immer vom Subjekt erneuert angeeignet werden muss, um Relevanz zu entfalten. „Zwar behalten alle

komplexen Phänomene der Sozialwelt ihren Sinn, aber dieser Sinn ist eben derjenige, den die in der Sozialwelt Handelnden mit ihren Handlungen verbinden“ (ebd., S. 13 f.). Diese erste Variante der Theoriekonzeption folgt einem methodologischen Individualismus, insofern Verstehen ausgehend von individuell sedimentierten Schemata gedacht wird.

Diese Konstruktion reagiert auf die Problematik der Objektivierung von Subjektivität, ohne ihr zu entgehen und ohne das anzustreben. Als Kern und Quelle des Sinns wird das subjektive Meinen des Subjekts in seinem Operieren gesetzt, aber weil dieses Meinen als nicht unmittelbar erkennbar gilt (Hitzler 2007, Abs. 25), richtet sich das Verstehen der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik auf den typisierten Sinn, also auf eine objektivierbare Form subjektiven Sinns, die in den Artikulationen gegenständlich wird. Die sozialwissenschaftliche Hermeneutik kann nur „rekonstruktiv-hermeneutisch Möglichkeitsmodelle der Handlungsabläufe und der Handelnden entwerfen“ (Soeffner 1999, S. 41). Gleichzeitig aber wird der Bezug auf den subjektiven Sinn moralisch positiv gewertet und mit der Metapher der Innen-Außen-Differenz legitimatorisch abgesichert. Soziales Handeln dürfe nicht „von außen“ „erklärt“ oder „beobachtet“ werden, sondern müsse durch „Teilhabe“ an den erforschten „kulturellen Phänomenen, d.h. von Sinngebilden“, gewissermaßen „von innen“ verstanden werden (Hitzler 2007, Abs. 26). Diese Lesart von Schütz setzt durchaus auf den Nachvollzug subjektiven Sinns durch die Forschenden, aber nicht des Sinns, den ein Subjekt im Moment des Ausagens meint, sondern den Nachvollzug des prinzipiellen Blickpunkts eines Subjekts, der durch die rekonstruktive Vergegenwärtigung des individuell typisierten Erfahrungsvorrats ermöglicht wird, insofern dieser die Sehweisen und Deutungsmuster zum Gegenstand hat.

Der Forderung einer humanistischen Forschungsethik, das Subjekt nicht zum Objekt zu machen, folgt dieser Zugang, indem die Forschenden im Prozess des Forschens die Position der Forschenden einnehmen und mit ihrem Sehapparat sehen, mit ihnen also mimetisch eins werden. Ob damit die Gefahr gebannt ist, diese Sehweise zu verkennen und sich über sie zu erheben, sei dahin gestellt. In jedem Fall ist diese humanistische Forderung die Begründung für die Ablehnung von Ansätzen, die ihre Erkenntnismöglichkeit nicht am Subjekt orientieren. Der Objektiven Hermeneutik etwa wird von Reichertz vorgeworfen, dass sie eine „Metaphysik der Strukturen“ (Reichertz 1988) entwerfe und das Subjekt als von diesen her determiniert denke, anstatt „aus der virtuell übernommenen Perspektive des Handelnden – die Bedeutung nach[zeichnen, D.W.], die das Handeln für den Handelnden hatte“ (Reichertz 1988, S. 220). Bourdieus Habitusstheorie etwa erscheint aus dieser Perspektive als eine deterministische Theorie, die „auf Fragen der Reproduktion von Klassenherrschaft durch ‚Klassifikationsherrschaft‘“ verengt sei (Keller 2008, S. 39).

Nun zeigt sich aber, dass schon die späten Arbeiten von Schütz vom Fokus auf das individuell sedimentierte Wissen abrücken und der Dignität überindividueller Wissensstrukturen mehr und mehr Gewicht einräumen. Die weitere Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik ist von zwei Theoriestrategien geprägt. Zum einen wird Wissen zunehmend in seinem Eigensinn und seiner internen Dynamik zum Gegenstand. Die Typisierungen der objektiven Lebenswelt werden damit in ihrer Strukturiertheit als übersubjektive und verdinglichte Wissensordnungen beschreibbar (Schütz/Luckmann 1979, S. 293 ff.; Berger/Luckmann 1997; vgl. Reckwitz 2000, S. 401). Diese Wissensordnungen sind immer schon da, wenn die Subjekte deutend in sie eintreten, ihr Ort ist die Sprache. Die zweite Theoriestrategie geht von der Konstitutionsanalyse von Sinn aus. Bereits dort wurde der Problematik, dass der singuläre subjektiv gemeinte Sinn direkt nicht erkennbar ist, dadurch begegnet, dass die Weise beschrieben wurde, in dem Sinn prozessiert wird, dass also ‚das Wie‘ in den Fokus rückte. Die durch Garfinkel, Goffman und Sacks vollzogene Verschiebung ist allerdings folgenreich, denn sie besteht darin, die Konstitutionsweise nicht mehr im Bewusstsein des Subjekts zu suchen, sondern in den sozialen Praktiken, in denen gesellschaftliche Ordnung und ihre Kategorien im Vollzug hergestellt werden. Die Ethno-Techniken der Bedeutungskonstitution nach Garfinkel finden nicht mehr im Kopf statt, sondern im Vollzug diskursiver Praktiken.

Unter den Ansätzen, die an das Schützsche Programm anschließen, gibt es verschiedene Grade der Distanz zur zentralen Stellung des Subjekts in der Produktion von Sinn entlang dieser zwei Theoriestrategien: (1) Die zunehmende Eigenständigkeit der Strukturen, die der Subjektivität zugrunde liegen und (2) der Wechsel der Lokation der Sinnkonstitution vom Subjekt zu den Praktiken. Recht weit in diese Richtung gehen Michael Meuser (1999), der Bourdieus Habitustheorie stark macht und Reiner Keller (2008), der die Diskurstheorie Foucaults rezipiert. Beide formulieren Kritik an der Luckmannschen Reformulierung von Schütz, weil diese einen „intentionalistischen und kognitivistischen Bias des bewussten und kontrollierten Wissensbesitzes“ (Keller 2008, S. 48) unterstelle, zugleich aber die Wissensformen quasi objektivistisch beschreibe „ohne die Wechselwirkungen zwischen objektiver Faktizität und subjektiv gemeinten Sinn erfassen zu können“ (Meuser 1999, S. 126). Ausgehend von der Theoriearchitektur von Schütz gilt es daran zu arbeiten, angesichts des drohenden Auseinanderfallens von Subjektivität und Objektivität deren Verhältnis neu auszubalancieren.

In seiner Reformulierung der Diskurstheorie auf der Basis von Berger/Luckmann und Foucault hält Keller an der basalen Unterscheidung von subjektiver und objektiver Wirklichkeit fest und macht die Beschreibung der objektiven Seite der sozialen Wirklichkeit zum Programm der Diskursanalyse (Keller 2010, S. 60). Diskurse seien dabei überindividuell, denn sie exis-

tieren in „gesellschaftlichen Wissensverhältnissen“ im Sinne von „soziohistorischen Konstellationen der Produktion, Stabilisierung, Strukturierung und Transformation von Wissen bzw. symbolischen Ordnungen“ (ebd., S. 62). Da Keller Foucaults Konzept des Diskurses als zu strukturalistisch ablehnt, reformuliert er dieses im Anschluss an Giddens. Die Diskurse seien Regelsysteme, die normative Regeln, Signifikationsregeln und Akteurspotentiale als Ressourcen enthalten. „Dadurch und in dieser Hinsicht leiten sie die Praktiken sozialer Akteure an, die konkrete Aussageereignisse ‚material‘ erzeugen“ (Keller 2008, S. 208). Die Diskurse bleiben eng an das Subjekt gebunden, denn nur dieses und nicht der Diskurs „erzeugt“ die Aussageereignisse. Das Bewusstsein ist zwar nicht mehr Quelle von Sinn, aber doch der einzig mögliche Ort der „Aufschichtung“ und „Verankerung“ von Sinn (Keller 2010, S. 61).

Als Ebene der Vermittlung fasst Keller die diskursiven Praktiken, diese gelten als „typische realisierte Kommunikationsmuster, sofern sie in einen Diskurszusammenhang eingebunden sind“ (ebd., S. 228) und „deren Ausführung als konkrete Handlung – ähnlich wie im Verhältnis zwischen typisierbarer Aussage und konkret-singulärer Äußerung – der interpretativen Kompetenz sozialer Akteure bedarf und von letzteren aktiv gestaltet wird“ (ebd.), wobei sich die Wissenssoziologische Diskursanalyse „primär für die typischen Vollzüge der Handlungsmuster“ (ebd.) interessiert. Die Seite subjektiver Aneignungsfreiheit wird bei Keller sehr stark gemacht, denn die Diskurse seien lediglich „Anleitungen“ und „Ressourcen“, mit denen die Subjekte sehr verschiedenes machen können. Da die Wissenssoziologische Diskursanalyse die objektive Seite analysiert, befasst sie sich nicht selbst mit der Analyse der Aneignungsweisen. In einer Art Arbeitsteilung sollen diese „mittels der Hermeneutischen Wissenssoziologie im Rückgriff auf Verfahren soziologischer Fallstudien, ethnographischer Zugänge und qualitativer Sozialforschung“ analysiert werden (Keller 2010, S. 67).

Die Diskurse als Formationen und die von ihnen als Muster vorgegebenen Diskurspraktiken werden in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse als regelförmig, stabil, intern homogen und objekthaft gedacht. Sie haben insofern Eigenschaften gesellschaftlicher Strukturen und das Potential, zu determinieren. Dass diese Determination nicht greift wird der Freiheit des Subjekts zugeschrieben, die sich in einer prädiskursiven Lebenspraxis (Keller 2008, S. 257) artikuliert. In dieser ist es möglich, es eben doch immer anders zu machen als der Diskurs vorgibt. Sowohl der determinierende Diskurs als auch die befreiende Lebenspraxis können untersucht werden, allerdings als zwei getrennte Logiken einer objektiven und einer subjektiven Wirklichkeit, die sich gegenüber stehen (vgl. kritisch Wrana 2012).

Die Zerstreung und Produktion von Sinn in Strukturen

Ein anderer Zugang zur Konstitution von Sinn und Sinnzusammenhängen wird in Ansätzen vertreten, die nicht von der Subjektivität, sondern von den Strukturierungen von Sinn ausgehen. Der Sinn einer Äußerung verdankt sich dann nicht dem äussernden Subjekt, sondern den Relationen verschiedener Elemente, die mit der Äußerung in einer Konstellation stehen. Sinn existiert aufgrund eines Beziehungsnetzes, in einer quasi räumlichen, topologischen Anordnung von Elementen, er erwächst aus der Stellung, die die Elemente in der Struktur einnehmen (Deleuze 1992, S. 15). Sinn ist dann ein Effekt von „Relationen der Lage“ – wie Foucault (2005, S. 933) formuliert.

Als paradigmatischer Ausgangspunkt einer strukturalen Theorie des Sinns wird oftmals die Linguistik Saussures angeführt, aber dies ist eine problematische Engführung. Saussure unterscheidet die Sprechakte (*parole*) von der Sprache (*langue*) als einem System der Zeichen, aus dem das Sprechen schöpft. Mit dieser ersten Unterscheidung sind die Sprechenden als Produzenten der Sprechakte von der Sinnkonstitution abgeschnitten, sie geben dem Sprechakt seine Bedeutung nicht. Bedeutung gewinnen die Zeichen nach Saussure aber auch nicht durch ihre innere Beziehung vom Signifikant (Lautfolge) und Signifikat (Konzept), sondern nur aus der Differenz zu allen anderen möglichen Zeichen (Saussure 1967, S. 13). Sinn entsteht aus der Differenz: Der Stuhl ist kein Tisch, kein Hocker, kein Sessel. Damit sind die Konzepte und schließlich auch die Dinge ebenso von der Sinnkonstitution abgeschnitten. Auch wenn das Verständnis von Sinn als Differenz für viele strukturale Ansätze grundlegend ist, ist die Konkretisierung von Saussure doch problematisch, denn einerseits postuliert sie eine Autonomie der Zeichensysteme und andererseits erweckt sie den Eindruck, der Clou des Strukturalismus bestehe darin, großräumige ahistorische und akontextuelle Totalitäten (z. B. das „System“ der Sprache) zu untersuchen und demgegenüber die Sprechakte als einfache Aktualisierungen zu betrachten. Das mag für manche Bereiche der Linguistik gegenstandsadäquat sein, aber für die strukturale Analyse in anderen Bereichen ist es zu einfach.

Der Strukturalismus ist eher – ähnlich wie die Hermeneutik – als Erkenntnisweise zu fassen, als epistemologische Operativität, die sich im Übergang zum 20. Jahrhunderts in verschiedenen Disziplinen wie Mathematik, Physik, Biologie, Psychologie und Anthropologie entwickelt hat (vgl. Bachelard 1934/1988; Piaget 1973). Was einen differenztheoretischen Sinnbegriff auszeichnet, ist nicht der Fokus auf großflächige Sinnsysteme, die wie eine Sprache organisiert sind, sondern die Analytik von produktiven Schemata, die heterogene Verbindungen mit anderen Schemata eingehen und lokal kontextualisiert sind. Saussures Analyse der Sprache ist nicht das universelle Modell des Strukturalismus, sondern eher ein besonderer Anwendungsfall.

Es ist kein Zufall, dass der Begriff der Schemata auch bei Schütz eine zentrale Rolle spielt. Schemata werden seit Kant als bedeutungsgenerierende Formen betrachtet, die der Erkenntnis vorausgehen. Sie wurden im deutschen Idealismus kontrovers diskutiert, denn da sie Sinn generieren, entziehen sie sich der selbstbezüglichen Reflexivität des Subjekts, sie können selbst nicht erkannt werden. Nietzsche verortet Schemata erstmals außerhalb des Subjekts und betrachtet diese als Moment einer Wahrheitskonstitution, an der Subjekte teilhaben, ohne dass sie von ihnen ausgeht. Wahr zu sprechen heiße, sich in den konventionellen Schemata einer Sprache zu bewegen, die üblichen Metaphern zu gebrauchen und so „schaarenweise in einem für alle verbindlichen Stile zu lgen“ (Nietzsche 1980, S. 881). Die Rolle von Schemata in der strukturalen Analyse lässt sich an den Arbeiten von Georges Dumézil in der vergleichenden indoeuropischen Mythologie zeigen. Während die Mythologie bis anhin isolierte kulturelle Motive durch die Geschichte verfolgt hat, begann Dumézil, zunächst einen Strukturzusammenhang in einer bestimmten Kultur zu beschreiben und diesen dann mit ähnlichen Strukturzusammenhngen in anderen Kulturen oder anderen kulturellen Bereichen zu vergleichen. Auf diese Weise entdeckte er, dass sich zahlreiche Ordnungen und Hierarchisierungen wie zum Beispiel die Ordnung der Götter oder der gesellschaftlichen Gruppen und noch die Logik vieler Narrationen auf ein dreigliedriges Schema zurückführen lassen. Dieses Ordnungsprinzip findet sich durchgehend im indoeuropischen Material, nicht aber in anderen kulturellen Traditionen (Dumézil 1989, S. 49). Das dreigliedrige Ordnungsschema der „Ideologie der drei Funktionen“ ist nun weit davon entfernt, eine determinierende Struktur darzustellen, die den Indoeuropern diktiert hätte, wie sie zu denken haben. Es ist vielmehr eine flexible differentielle Figur, die als Denkwerkzeug die Problematisierung aber auch Subordination und Relationierung gesellschaftlicher Aktivitäten erlaubt, indem sie diese gemäß dreier Funktionen – Souveränität, Verteidigung, Fruchtbarkeit – differenziert. Es handelt sich um ein Differenzierungsprinzip, das in diskursiven Praktiken gebraucht wird, um Gesellschaft zu ordnen und sich innerhalb der Gesellschaft zu positionieren. Die Konkretisierungen des Schemas, die Dumézil und die anschließende Forschung beschreiben, sind enorm vielfältig und die Analyse besteht keineswegs darin, das Schema zu entdecken, sondern in der Beschreibung des Zusammenhangs der mannigfaltigen lokalen Ausprägungen und dem Aufweis der Prinzipien ihrer Streuung (vgl. Wrana 2001).

In strukturalen Analysen wird meist die Produktionsweise herausgearbeitet, wie in kulturellen Bereichen Sinn durch solche Schemata konstituiert wird. Hier ergibt sich eine Parallele zu den hermeneutischen Analysen, denn auch dort liegt der Fokus nicht auf dem Produkt, sondern auf den Produktionsweisen und auch da spielen Schemata wiederum eine Rolle. Allerdings

wird der Schemabegriff bei Schütz genau umgekehrt verwendet. In strukturalen Analysen ist ein Schema eine bedeutungsgenerierende Struktur, Sinn wird anhand von Schemata prozessiert, wobei diese dem produzierten Sinn bzw. den produzierten Handlungen implizit sind. Das heißt keineswegs, dass die strukturale Analyse ausschließt, dass Subjekte Schemata reflektieren können, nur wird das in reflektierenden Sprechakten explizierte Schema nicht als Abbildung desjenigen Schemas betrachtet, das dem reflektierten Sprechakt implizit war. Reflexion ist dann kein Prozess des Aufdeckens präexistenten Sinns, sondern eine weitere Bedeutungsgenerierung. Für Schütz jedoch sind Schemata nicht das Prinzip der Produktion von Sinn, sondern die Produkte der Bewegung des Bewusstseins. Denkschemata beinhalten die „fertig konstituierten Erfahrungsgegenständlichkeiten“, in denen die Konstitutionsweise aber gerade nicht mehr sichtbar ist (vgl. Schütz 1929/1974, S. 109). Die beiden Gebrauchsweisen des Begriffs Schema verweisen auf zwei grundlegende (Re-)Produktionslogiken. Die hermeneutische Logik der Reproduktion operiert über das Verhältnis von Type und Token, die Einzelhandlung wird aus den typisierten Schema durch eine Art Prägeakt produziert und ist von Dritten durch Einordnung des Falls in seinen schematisierten Sinnzusammenhang verstehbar. Nach der strukturalen Logik funktioniert das Schema dagegen als Generierungsprinzip, sie ist kein Stempel – wie in der Hermeneutik – sondern eine Matrix (vgl. Bourdieu 1979, S. 159). Aus diesem Prinzip resultieren Einzelfälle, die nicht identisch sind, sondern aufgrund einer notwendigen Streuung eine hohe Variationsbreite aufweisen. Das Schema als Typus braucht – um nicht uneindeutig zu reproduzieren – das Subjekt als Widerpart, das die Variation des Einzelfalls garantiert. Das Schema als generatives Prinzip hingegen führt schon aus sich heraus zu einer nicht-determinierten Produktion, weil es als Schema selbst unterdeterminiert ist. Es ist – und das ist ein entscheidender Punkt – gar nicht in der Lage, zu determinieren.

Sinn ist gemäß dem strukturalen Ansatz dort lokalisiert, wo die Schemata lokalisiert sind. Exemplarisch lassen sich drei mögliche Lokalisierungen nennen, die zugleich verschiedene Richtungen des Strukturalismus repräsentieren. (1) Jean Piaget lokalisiert generative Schemata im kognitiven Erkenntnisapparat des Subjekts. Diese Variante ist der Schützschen Konstitutionsanalyse am Nächsten, denn auch Piaget folgt dem methodologischen Individualismus. Die Schemata werden über den Lebensverlauf hinweg qua Assimilation und Akkommodation im kognitiven Apparat entwickelt und gewinnen dabei an Komplexität (Piaget 1981). Auch in der kognitiven Linguistik werden Metaphern und Frames als Schemata abduktiv erschlossen, um rekurrent auftretende Einheiten der Erfahrung zu ordnen (Ziem 2008, S. 247–282). (2) Algirdas Julien Greimas verortet Schemata wie das Aktantenschema der Narration oder das semiotische Viereck der Differenzen

(Greimas 1971) in der Textualität, d.h. in den Logiken der (Re-)Kombination von Sinn, die aus der Notwendigkeit erwachsen, Sinn über eine Folge von Sätzen zu artikulieren. (3) Pierre Bourdieu verortet Schemata in der sozialen Praxis und zwar verteilt einerseits in sozialen Feldern und andererseits als habituelle Schemata, die in Prozessen zunehmender Teilhabe an sozialen Feldern einverleibt werden und damit implizite Schemata der Produktion von Wahrnehmungen und Handlungen sind (Bourdieu 1979). Die Metaphern der Einverleibung und Einschreibung verweisen auf den Körper als Lokation von Sinn.

Der Sinn im äußerlichen Raum der Diskursereignisse

Als Michel Foucault Ende der 1960er Jahre anhand einer methodologischen Reflexion auf seine Arbeiten ein Konzept einer Diskursanalyse vorlegte, entwickelt er seine Argumentation über weite Strecken als Abgrenzung zu einer hermeneutischen Sinnkonstitution. Foucaults Diskursanalyse wendet sich den Äußerungen zu. Dies hat sie mit der hermeneutischen Analyse gemeinsam, die Frage ist allerdings, was sie mit den Äußerungen anfängt, welchen Sinn oder Zusammenhang sie ihnen ‚abringt‘.

Foucault argumentiert, dass sich ausgehend von dem Satz „ich spreche“ zwei verschiedene Modelle konstruieren lassen – je nachdem, welcher Satzteil betont wird. Wird das ‚ICH spreche‘ betont, steht in erster Linie in Frage, was dieses ICH beim Sprechen gedacht hat und welche Erfahrungen sein Sprechen hervorgebracht hat. Der innere Zusammenhang des Gesprochenen hingegen verflüchtigt sich, wird diffus. Bei der Betonung auf ‚ich SPRECHE‘ treten die Ordnungen des Gesprochenen in den Blick, sammeln sich die Wörter und bilden Beziehungen aus, es fragt sich, zu welchem anderen Gesprochenen Verhältnisse gebildet werden, wie häufig sie auftreten und wo dessen Kontexte zu finden sind. Das ICH hingegen verschwindet und verflüchtigt sich. Während also die Frage nach dem ICH nach Innen geht und die Äußerungen auf die ihnen zugrunde liegenden mehr oder weniger geheimen Gedanken und Hintergedanken befragt, geht die Frage nach dem SPRECHE ins Außen zu den subjektlosen Strukturen des Gesprochenen und des Sprechbaren (Foucault 1991, S. 47; 1974, S. 367–372). Die Metaphorik von Innen und Außen ist aus den hermeneutischen Selbstbeschreibungen bekannt, Foucault kehrt ihre Wertungsrichtung und damit ihre Moral, um.

Die Hermeneutik folge dem Modell der inneren Beziehung, sie sei „allegorisch im Verhältnis zu dem Diskurs, den sie benutzt. Ihre Frage sei unweigerlich: Was wurde in dem, was gesagt worden ist, wirklich gesagt?“ (Foucault 1981, S. 42 f.). Der Analyse des diskursiven Feldes gehe es hingegen

darum, „die Aussage in der Enge und Besonderheit ihres Ereignisses zu erfassen; die Bedingungen ihrer Existenz zu bestimmen, auf das Genaueste ihre Grenzen zu fixieren, ihre Korrelationen mit den anderen Aussagen aufzustellen, die mit ihm verbunden sein können, zu zeigen, welche anderen Formen der Äußerung sie ausschließt“ (ebd.). Indem die hermeneutische Interpretation den Sinn einer Äußerung aufdeckt, erweitere sie deren Sinn, indem sie ihr ihren „eigentlichen Sinn“ hinzufügt. Die diskursanalytische Interpretation hingegen frage nach der Weise, wie die Äußerungen gebildet werden, nach ihren Existenzbedingungen. Die Hermeneutik gehe von unhinterfragten Einheiten aus, sie setze Zusammenhänge wie das „Werk“ eines Autors oder die wissenschaftlichen Disziplinen einfach voraus (ebd., S. 35). Der Diskursanalyse müsse es hingegen darum gehen, Sinnzusammenhänge jenseits der vorgeprägten Einheiten zusammenzustellen und im Anschluss zu fragen, wie die Einheit eines Werks oder einer Disziplin im Diskurs konstruiert wird. Die Diskursanalyse soll den Raum der Äußerungen zunächst einmal ausbreiten und das Vorwissen transzendieren, um dann diejenigen Ordnungen herauszuarbeiten, die sich als immanente Ordnungen im Material selbst zeigen. Sie betrachte das von ihr untersuchte Material folglich nicht als Sammlung von „Dokumenten“, die auf den eigentlichen Untersuchungsgegenstand verweisen, sondern als Sammlung von „Monumenten“, also als sich selbst genügsame diskursive Ereignisse, deren Verteilungsprinzipien im diskursiven Raum zu untersuchen sind (ebd., S. 15).

Die immanenten Verteilungsprinzipien sind Schemata im strukturalen Sinn. Die Äußerungen sind auf *énoncés* zurückzuführen (in der deutschen Übersetzung mit „Aussagen“ übersetzt). *Énoncés* sind eine bestimmte Weise, wie Äußerungen gebildet werden, sie sind eine Produktionsweise und mithin ein Schema. Foucault schlägt vor, diese Produktionsweise in vier Beziehungen zu untersuchen, die der *énoncé* immanent sind: (a) Wie sie ein Feld von Gegenständen sortiert (Foucault 1981, S. 61 und S. 128). (b) Wie sie Bedeutungen aufgreift und transformiert (ebd., S. 83, und S. 139). (c) Wie sie Subjektivität produziert (ebd., S. 75, S. 134). (d) Wie sie sich in einem Kontext materialisiert und strategisch positioniert (ebd., S. 94, S. 145). Das Geschäft der Diskursanalyse sei nun zunächst, *énoncés* zu isolieren und sie dann zu sortieren und zwar nach der Ähnlichkeit ihrer Produktionsweise. Diese Untergruppierungen, in denen *énoncés* auf ähnliche Weise gebildet werden, bezeichnet Foucault als „diskursive Formationen“. Die Formationen wiederum bilden einen Verweisungszusammenhang, der sich auf das „Archiv“ als Produktionsprinzip aller *énoncés* rückbeziehen lässt (ebd., S. 183 ff.).

Viele strukturelle Analysen haben einen Zusammenhang im Blick, den sie auf ein oder wenige Schemata zurückführen. Dumézil etwa hat sein ganzes Leben nur das eine dreigliedrige Schema untersucht. Für Foucault hingegen

ist jede énoncé ein Schema, es gibt unzählige davon. Während die zuvor genannten Strukturalismen zeigen, wie das gesamte Material ausgehend von einem basalen Schema geordnet werden kann, konstatiert Foucault deren Mannigfaltigkeit und fragt umgekehrt, welche Ordnung den zahlreichen Schemata abzugewinnen sei. Zwar betont er vielfach, dass diese Ordnung als diskontinuierlich und nicht-generisch begriffen werden muss – dass sie also selbst nicht wie ein Schema gedacht werden darf, aber die Analyse von Epistemen oder des Archivs in Gefahr, am Ende doch Schemata zu beschreiben, die Schemata sortieren.

Wenn man nun die Grenzziehung zur Hermeneutik rekapituliert, dann dürfte nach der bisherigen Argumentation deutlich geworden sein, dass die von Foucault formulierten Abgrenzungslinien auf die klassische Hermeneutik durchaus zutreffen, auf die Sozialphänomenologie hingegen nur bedingt, denn diese sucht keinen allegorischen Sinn und setzt auch nicht unhinterfragt Einheiten voraus. Indem sie die Konstitutionslogik von Sinn ins Zentrum rückt, beobachtet sie ebenso wie Foucault dessen Genese und beschreibt die Strukturen der Lebenswelt als Ordnungen, die durchaus einen Raum bilden, in den Subjekte eintreten. Schütz und Foucault gehen gleichermaßen von einem Immanenzprinzip aus: Sinn entsteht in den internen Operationen der Diskursivität. Der Unterschied ist, dass Schütz das Bewusstsein als Ort dieser Operationen bestimmt, Foucault hingegen die Diskursivität als einen sich selbst genügsamen Raum betrachtet. Foucault reagiert in seinen Arbeiten der späten 1960er Jahre auf dieselben immanenten Probleme der interpretativen Theorien wie die Weiterentwicklungen der verstehenden Soziologie und doch ist seine Lösung viel radikaler. Er schlägt vor, auf das Subjekt als Erzeugungsprinzip, als theoretische Figur in Gänze zu verzichten.

Der Clou dieser Position ist nicht die Behauptung, dass das Subjekt für die Analyse irrelevant sei, sondern die Begründung dieser Behauptung, nämlich die Rekonstruktion der immanenten Problematik der Subjekt-Objekt-Differenz (Foucault 1974, S. 367–412). Wenn man von der Poesie und Polemik dieser Passagen abstrahiert, zeigt sich etwa folgende Argumentation: Das moderne Denken produziere einerseits Beschreibungen, in denen der Mensch zum Objekt gemacht wird, in denen seine Eigenschaften festgestellt, die Möglichkeiten seiner Erkenntnis auf physiologische Vorgänge, unbewusste Dynamiken oder determinierende soziale Strukturen zurück geführt werden. Es konstruiert erkenntnistheoretisch aber zugleich den Menschen als Zentrum und Ausgangspunkt des Wissens, als Ort der Produktion und des Prozessierens von Sinn und Erkenntnis. Damit verbunden sind Narrationen der Freiheit des Menschen und seiner Souveränität, mit der er in der Lage sei, jede Determination zu transzendieren und sein Handeln auf sich selbst zu gründen. Das ICH habe im modernen Denken eine doppelte Stellung in der Welt, es findet

sich als empirisches Objekt unter anderen Objekten vor und ist zugleich grundlegendes Subjekt gegenüber der Welt im Ganzen.

Eine wesentliche Strategie in den Wissensfeldern der Moderne sei nun, die vorgängig getroffene analytische Unterscheidung von Subjektivität und Objektivität wieder zu vermitteln, allerdings werden dabei notwendig instabile und „kippende“ Diskursfiguren produziert, in denen Subjektivität als Objektivität erscheint, worauf dann, um die Balance wieder zu erlangen, erneut Subjektivität stark gemacht werden muss usw. Eine solche Dynamik – so habe ich zu zeigen versucht – findet sich auch in den Konzeptualisierungen subjektiven Sinns durch die Varianten hermeneutischer Theorie, insofern das subjektive Wissen, in dem Moment, in dem es erkannt werden soll, nur als objektives Wissen erkannt werden kann, mit den entsprechenden Konsequenzen und Reparaturstrategien. Subjekt und Objekt treten – vorgängig unterschieden – in einen Gegensatz, dessen Vermittlung uneinlösbar bleibt.

Die von Foucault zu diesem Zeitpunkt vorgeschlagene Lösung ist radikal und einfach: Auf die Subjekt-Objekt-Differenz und damit auch auf das Subjekt als theoretische Legitimationsfigur und Ort der Operativität von Wissen muss verzichtet werden, es gilt, das Subjekt gewissermaßen ‚durchzustreichen‘. Nun wird auch deutlich, worauf die oben referierte Kritik Foucaults an der hermeneutischen Erkenntnisweise zielt: Es geht um die unbedingte Entscheidung, das Subjekt als Lokation von Sinn der Analyse nicht mehr zugrunde zu legen.

Diese radikale epistemische Lösung ist vielleicht zu einfach und das poststrukturalistische Denken wird in der Folge nach anderen Lösungen suchen. Die Aufforderung jedoch, einer ‚Renaissance des Subjekts‘ statt zu geben und zu jener doppelten Theoriefigur von subjektiver und objektiver Wirklichkeit zurückzukehren ist nach dieser Einsicht in die Dynamik moderner Episteme für poststrukturalistisches Denken nicht möglich, denn dies würde ein Wiedereintreten in die Kippfiguren des Subjekt-Objekt-Dualismus nach sich ziehen. Andererseits ist nachvollziehbar, dass aus Sicht derer, die an der dualen Konstruktion festhalten, die poststrukturalistische Kritik am Subjekt mit der Tendenz der Moderne verschmolzen erscheint, das Subjekt als Objekt zu beschreiben. Da vom Dualismus her kein Jenseits denkbar ist, gilt diese Kritik nicht als Überwindung der Differenz, sondern als ihre Auflösung nach einer Seite. Kurz: Aus der hermeneutischen Sicht implodiert Foucault zum ‚Metaphysiker der Strukturen‘.

Der Vorwurf ist verkürzend. Allerdings verstrickt sich Foucaults Vorschlag, die Diskursivität als selbstgenügsame Lokation von Sinn zu begreifen, durchaus in ein theoretisches Problem: dem Umgang mit der Differenz von ontologischem und methodologischem Strukturalismus (vgl. Eco 1994,

S. 159). Die Konzeption der *Archäologie des Wissens* changiert zwischen diesen beiden Varianten, sie bedient den ontologischen Strukturalismus, wenn sie davon spricht, dass die diskursive Formation „ein komplexes Bündel von Beziehungen“ sei, „die als Regel funktionieren“ (Foucault 1981, S. 108) und zugleich den methodologischen, wenn sie postuliert, dass eine Formation „durch die Regelmäßigkeit einer Praxis“ charakterisiert sei (ebd.). Die Ordnung der Diskurse als Konstruktion der Analyse zu betrachten ist zwar erkenntnistheoretisch konsequent, nimmt der Analyse aber ihre externe Relevanz. Versteht man sie hingegen als Produkt von Regeln, die für die Äußerungen ursächlich sind, tritt man in eine Tradition ein, die Handeln von normativen Strukturen determiniert sieht. Mit dem Begriff der Regel tendiert Foucault zu einem ontologischen Strukturalismus, relativiert aber diesen starken Diskursbegriff mit der Betonung einer Beschreibung der Immanenz von Regelmäßigkeiten. Dies vermag aber – da sind sich die KritikerInnen einig – die Selbstontologisierung des Diskurses nicht aufzuhalten (z. B. Dreyfus/Rabinow 1994).

Diskursanalytische Konzepte, die einen starken Subjektbegriff favorisieren, halten an einem starken Diskurskonzept als ontologischer Regelstruktur fest. Siegfried Jäger postuliert, „der Diskurs“ stelle eine „eigene Wirklichkeit dar, die gegenüber der ‚wirklichen Wirklichkeit‘ keineswegs nur Schall und Rauch, Verzerrung und Lüge ist, sondern eigene Materialität hat“ (Jäger 2001, S. 85). Auch in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse wird ein normativer Regelbegriff unterstellt, da die Eigenschaft von Regeln dort ist, Handeln „anzuleiten“ (vgl. Keller 2008, S. 206/256). Allerdings wird von diesen Konzepten das Subjekt als Gegengewicht wieder eingeführt, was ausgehend von einer Ontologie der Strukturen unumgänglich erscheint. Der Diskurs sei – so Jäger – eine eigenständige Ebene der materiellen Wirklichkeit, die „Realität determiniert“, allerdings über die „dazwischentretenden tätigen Subjekte“ (Jäger 2001, S. 85). Und auch Keller betont, dass die Akteure zwar angeleitet werden, sich aber daran nicht halten müssen, also gegenüber dem Diskurs relativ frei sind (Keller 2008, S. 256; Keller 2011). Dieser Weg bleibt aber versperrt, wenn man sich enger an eine (post-)strukturalistische Lesart Foucaults halten will und am Verzicht auf ein starkes Subjektbegriff festhält (vgl. Diaz-Bone 2006; Gehring 2011). Ein anderer Weg, mit dem Problem umzugehen ist, das Konzept von Diskurs konsequent zu deontologisieren – also einem schwachen Subjektbegriff einen schwachen Diskursbegriff gegenüber zu stellen. Diese Lösung, die von einer poststrukturalistischen Praxeologie verfolgt wird, soll im Folgenden dargestellt werden.

Die Praxeologie und ein multipler Strukturbegriff

Im Poststrukturalismus sind zwei Strategien entwickelt worden, ‚den Diskurs‘ zu deontologisieren. Die erste Strategie führt zu einem Strukturbegriff, der nicht mehr monolithisch, sondern multipel gedacht wird. Die zweite Strategie führt zu einer pragmatisch-praxeologischen Reorganisation der Diskurstheorie, in der die Praktiken als Lokation von Sinn gelten. Verschiedene poststrukturalistische Ansätze unterscheiden sich dadurch, in welchem Maß sie diese Strategien aufgreifen und wie sie sie ins Verhältnis setzen. Die beiden Strategien sollen hier kurz skizziert werden, um schließlich zu zeigen, wie sie eine andere Thematisierung von Subjektivität ermöglichen.

Die erste Strategie wurde von Jacques Derrida begonnen, der gezeigt hat, inwiefern Strukturen eine interne Dynamik aufweisen, die dazu führt, dass sie sich jedem Versuch ihrer ‚Feststellung‘ entziehen. Derrida transformiert das Konzept der Schemata exemplarisch an dem grundlegenden Schema der Differenz. Es gilt dann nicht mehr als relativ statisches generatives oppositionelles Prinzip, sondern als permanente Dynamik der *différance*. Analysiert werden nicht mehr Schemata, sondern eine Bewegung der Schematisierung, die Differenzen produziert und sie zugleich immer wieder zusammenstürzen lässt. Zum empirischen Gegenstand werden dann Bewegungen und Prozesse des Differenzierens und nicht Zustände der Differenz (vgl. Wrana 2014a). Gilles Deleuze und Felix Guattari fassen Strukturiertheit als Rhizom, als mannigfaltiges Gefüge, das sich mit der Zunahme von Dimensionen und Konnexionen multipliziert (Deleuze/Guattari 1992, S. 18). Während der klassische, statische Strukturalismus mit der Vorstellung von Punkten und ihren Relationen operiert, also jeden Punkt in seiner Position zu anderen Punkten betrachtet, operiert die Rhizomatik mit dem Konzept des Werdens eines Punktes aus einem anderen, sie beobachtet also Linien (ebd.). Die Modellvorstellung des Rhizoms erklärt, wieso Strukturen, Vorstellungen, Erklärungen, die man sich zurechtlegt und etabliert, beim Hinzunehmen eines weiteren Gesichtspunkts oder einer weiteren Sachebene fraglich bzw. unscharf werden und in sich zusammenbrechen. Obwohl das Denken immer wieder über partielle Dualismen operiert, um diesen Prozess anzutreiben, lösen sich die dichotomischen Strukturen in der Rhizomatik immer wieder auf, sie werden zu einem Prozess (ebd., S. 35). Dies macht eine folgenreiche Umkehrung möglich: Galt bisher die Struktur als Prinzip einer Geschlossenheit, der dann das Subjekt als Prinzip der Öffnung entgegen gesetzt werden musste, lässt sich ausgehend von einem multiplen Strukturbegriff jede Bedeutungsschließung als Bewegung der Strukturierung begreifen, die aber notwendig eine Öffnung nach sich zieht, weil die Struktur selbst sich der Fixierung entzieht. Differenz und Unbestimmtheit erwachsen dann nicht erst aus einem Subjekt, das als Einheitsprinzip der ebenfalls als Einheitsprinzip gedachten Struktur entgegen steht, sondern aus der Dynamik der

Strukturierungen selbst (Jergus 2011, S. 48 ff.; Schäfer 2011). Subjekt und Subjektivität werden von diesem Standpunkt her als Supplement von Strukturierungen begreifbar, insofern die Reflexion des Subjekts nicht zu einer gesteigerten Selbsttransparenz führt, sondern der Strukturiertheit weitere Ebenen hinzufügt (Kossack 2006, S. 102 f.).

Die zweite Strategie vollzieht eine pragmatisch-praxeologische Reformulierung der Diskurstheorie. Bereits in der *Archäologie des Wissens* ist davon die Rede, dass Gegenstand der Diskursanalyse eigentlich „diskursive Praktiken“ seien (z.B. Foucault 1981, S. 74). Reckwitz folgert daraus, dass diskursive Praktiken und Text in eins zu setzen sind: „Die sozial-kulturelle Welt besteht demnach aus diskursiven Praktiken, aus Aussage- und Zeichensequenzen, die gewissermaßen eine Reihe von ‚Texten‘ bilden“ (Reckwitz 2000, S. 283). Diese Auffassung scheinen auch manche diskursanalytische Ansätze zu teilen, die zwar von diskursiven Praktiken sprechen, diese aber als zeichenförmig oder einem Muster ähnlich denken. Wenn aber Praktiken nichts als Texte oder Muster sind, dann ist der Begriff der Praktiken überflüssig und irreführend. In der Diskurspragmatik, der französischen analyse du discours und auch in der poststrukturalistisch-praxeologischen Diskursanalyse werden diskursive Praktiken demgegenüber konsequent als Praktiken im Vollzug gedacht (vgl. Angermüller 2005, 2007; Wrana 2006). So wird beobachtbar, wie qua diskursiver Praxis Unterscheidungen gezogen, Narrationen erzählt, Metaphern gebraucht, Diskurspositionen bezogen werden usw. Wenn man die *énoncé* als Moment diskursiver Praxis begreift, dann ist sie nicht ein Schema im klassischen Sinn, sie ist also keine Relationiertheit, vielmehr ist sie ein Vollzug der Relationierung. Sinn wird in diskursiven Praktiken produziert, indem die vier Dimensionen der *énoncé* (Gegenstände, Bedeutungshorizonte, Subjektivitäten, Materialität) aufeinander bezogen werden. Also nicht als Zustand, in dem sie in einem semantischen Raum aufeinander bezogen sind, sondern als Prozess, in dem sie in einem pragmatischen Raum aufeinander bezogen werden. Es handelt sich zudem um einen Vollzug, in dem die relationierten Elemente im Akt der Relationierung verändert werden. Diesen Vollzug fassen Laclau und Mouffe als Artikulation, was eine Praxis bezeichnet, „die eine Beziehung zwischen Elementen so etabliert, dass ihre Identität als Resultat einer artikulatorischen Praxis modifiziert wird“ (Laclau/Mouffe 1991, S. 155). Die Lokation von Sinn ist daher nicht mehr im Subjekt, sondern in den Praktiken und zwar nicht in Praktiken als Texten oder Mustern, sondern in Praktiken als Vollzügen.

Mit dieser Verschiebung ist auch ein Modell der (Re-)produktionsweise verbunden, das sich von der von Type und Token aus der Hermeneutik und der einer generativen Matrix aus dem Strukturalismus gleichermaßen unterscheidet. Die poststrukturalistische Praxeologie unterstellt mit der Iterabilität eine Form der wiederholenden Reproduktion, in der jede Wiederholung

zwar die Praxis reproduziert und in ihrer Dignität bestätigt, zugleich aber notwendig verkennt und transformiert. Die Praxis selbst – ebenso wie die multiple Strukturiertheit – impliziert eine irreduzible Nicht-Identität und Nicht-Determiniertheit. Diese hat drei Quellen: (1) Die Schemata vermögen nicht, eine Handlung vollständig zu prägen, weil sie die Handlung unterdeterminieren. (2) Die Komplexität der Rhizomatik führt dazu, dass die Wirkung einer einzigen Determinationslinie in einer Situation selbst als Mythos erscheint, Determinationslinien (die einzeln unterdeterminierend sind), treten immer im Plural auf und sind in dieser Multiplizität überdeterminierend. Sie führen daher immer zu einem Widerstreit von Normen, Regeln und Anforderungen, der bearbeitet werden muss und Positionierungen notwendig macht. (3) Der Reproduktionsmodus der Iterabilität führt zu Anschlüssen, die permanent verschoben werden wobei notwendigerweise Lücken entstehen. Agency und Kritik haben aus Sicht einer poststrukturalistischen Diskurstheorie ihren Möglichkeitsgrund daher nicht in einem starken Subjekt, sondern in der Unbestimmtheit und Unvollständigkeit der diskursiven Praxis, die Positionierungen ebenso möglich wie notwendig macht und auf Subjektivität als Subjektivierung rückwirkt. Es besteht daher gar keine Notwendigkeit, einen Subjektbegriff zurück zu gewinnen.

Allerdings entschwindet aus dieser theoretischen Perspektive die Möglichkeit, von ‚den Diskursen‘ als eigenständigen Realitäten zu sprechen, die in ihrer Homogenität ‚existieren‘ und analysiert werden können. Die diskursanalytischen Gegenstände sind lokale Praxen, für die ‚die Diskurse‘ als Kontexte fungieren.

Damit ergibt sich eine Nähe der poststrukturalistischen Diskursanalyse zu einer Ethnographie, die sich praxeologisch begründet, weil ihr Gegenstand ebenfalls, Praktiken und ihre Menschen, und nicht, Menschen und ihre Praktiken, sind (Hirschauer 2004; vgl. Ott/Langer/Rabenstein 2012). Allerdings macht sie gerade die Formen der Partizipation und Involviertheit in Situationen, Praxen und Diskursivitäten zum Thema. Sie untersucht, wie Subjektivität gebildet und praktiziert wird. Sie beobachtet die in Anrufungsverhältnissen implizierten Normativitäten und zugleich die Praktiken und Prozesse, in denen diese anerkannt, zurückgewiesen und transformiert werden (z.B. Ott 2011; Reh/Rabenstein 2012). Sie beobachtet, wie in Prozessen der Problematisierung Diskurspositionen in einem diskursiven Raum bezogen werden und beschreibt die Eingebundenheit der SprecherInnen in die Iterabilität des Sagbarkeitsraumes ebenso wie die Kreativität der Verschiebungen (z.B. Jergus 2011; Schäfer 2011; Scharl/Wrana 2014). Sie betrachtet diese Prozesse und die mit ihnen verbundenen Subjektivierungen und Subjektivitäten und mithin Erfahrungen als immanente Phänomene der Praxis. Auch die Selbstbeschreibungen, die die so an der Praxis partizipierenden

Subjekte anfertigen, und in denen sie sich selbst als Ursprung ihres Tuns begreifen, sind aus dieser theoretischen Perspektive eine Praxis, in der auf Normen hin agiert wird, die Teil eines Erwartungshorizontes der modernen Gesellschaft sind. Die historischen Diskursanalysen, die Foucault mit seinen späteren Arbeiten begonnen hat, zeigen auf, inwiefern Subjekt und Subjektivität historische Formen sind, und dass noch die selbstbezügliche Subjektivierung als historisch situierbare Praxis zu begreifen ist.

Die beiden Strategien der De-Ontologisierung des Diskurses führen dazu, dass nicht mehr Schemata als generative Prinzipien zum primären empirischen Gegenstand werden, aber auch nicht Schemata als Deutungsmuster und Wissensaufschichtungen, sondern Praktiken der Schematisierung, der diskursiven Produktion. Der Fokus verschiebt sich also von den Diskursen zu den diskursiven Praktiken.

Der zentrale Gedanke einer reflexiven analytischen Empirie ist, dass diejenigen Unterscheidungen, die sie trifft und diejenigen Operationen, die sie zur Gewinnung ihrer Erkenntnis gebraucht, in dem Gegenstandsbereich, dem sie sich zuwendet, ebenfalls getroffen bzw. vollzogen werden. Sie geht also davon aus, dass ihr Instrumentarium der Erkenntnis im Prinzip dem Instrumentarium entspricht, mit dem auch im Feld erkannt wird. An diese Grundeinsicht qualitativer Methodologie knüpft die poststrukturalistische Diskursanalyse an. Sie führt sie allerdings weiter, insofern sie als Kern dieser Reflexivität nicht die Verschränkung der Verständnisleistung von Subjekten betrachtet, sondern die Operativität der diskursiven Praxis.

Schluss: Subjekt und Praxis

Innerhalb der Diskursforschung bzw. im weiteren Sinn der qualitativen Forschung zeichnet sich eine Konvergenz zweier Entwicklungslinien ab, mit der die Lokation von Sinn weniger im Subjekt und auch weniger in der Struktur, sondern in der sozialen Praxis verortet wird. Das Ich, zu diesem Schluss kommt auch Reichertz, emergiert aus der sozialen Praxis.

„Denn einiges spricht dafür, dass dieses sinnhaft handelnde Subjekt, das zwischen Handlungsentwürfen wählte, das plante und Pläne verfolgte, der Vergangenheit angehört, und dass die qualitative Sozialforschung einer Subjektformation anhängt und sie damit in der Literatur am Leben erhält, die es so nicht mehr gibt – wenn es sie je gegeben hat“ (Reichertz 2010, S. 47).

Die von mir vertretene These lautet, dass diese Situation des Verlusts des sinnhaft handelnden Subjekts als Grund der sozialen Welt weder eine epistemologische noch von moralische Tragödie ist. Sowohl die neueren Hermeneutiken als auch der Poststrukturalismus reagieren auf epistemologische Probleme der internen Konstruktion der Wissensfelder der Moderne. In der Theorie des Verstehens zeigen sich diese darin, dass das Subjekt, dessen Wirklichkeit doch im Akt des Verstehens anerkannt werden soll, im selben Akt notwendig objektiviert und damit tendenziell verkannt wird. Der subjektive Sinn wird im Moment seiner Analyse als subjektiver Sinn suspendiert. Zudem ist das Subjekt als historisch kontingente Struktur und damit als Form erkannt worden, die selbst in Praktiken hervorgebracht wird. Eine erste Konsequenz in allen diskutierten Ansätzen ist, die Interpretation des Sinns in seinem Sachgehalt durch die Analyse der Konstitutionsweise von Sinn zumindest zu ergänzen und eine weitere gemeinsame Konsequenz ist, diese Konstitutionsweise tendenziell nicht mehr im Subjekt, sondern in der sozialen Praxis zu verorten. Dennoch bleibt gerade die Rolle des Subjekts in Hermeneutik und Poststrukturalismus verschieden. Während die hermeneutische Diskursanalyse an der vorgängigen Unterscheidung von Subjektivität und Objektivität festhält, den Diskurs dann als relativ stabile und handlungsleitende Struktur denkt und folglich das Subjekt als Gegenspieler zur Struktur aufrecht erhalten muss, verzichten die poststrukturalistischen Ansätze auf die Unterstellung eines starken Subjekts, indem sie die Struktur deontologisieren und die diskursive Praxis als Prozesse der Strukturierung und Destrukturierung begreifen, in die Menschen immer schon involviert sind und in dem ihre Subjektivierungen und Dessubjektivierungen Prozesse und nicht Zustände sind. Für beide Zugänge ist der Bezug auf den Begriff Praktiken eine zentrale Referenz, aber das Verständnis dieses Begriffs ist verschieden.

Als Vorteil der Wissenssoziologischen Diskursanalyse kann gelten, dass sie durch die analytische Trennung von Subjektivität und Objektivität und das Postulat eine relativ freien Subjekts ‚die Diskurse‘ als subjektlose Regelsysteme beschreiben kann, ohne sich einer Metaphysik der Strukturen verdächtig zu machen. Die poststrukturalistische Diskursanalyse fasst diesen Zusammenhang immanenter: Während sie auf die Isolierung großflächiger, einheitlicher und homogener diskursiver Formationen verzichtet, liegt ihre Stärke in der Beschreibung situierter und kontextualisierter Wahrheitsspiele, in der Analyse der Produktion von Sinn in Machtverhältnissen sowie von Prozessen der Subjektivierung für die ‚die Diskurse‘ als Sagbarkeitsräume zu Kontexten werden.

Literatur

- Amann, K./Hirschauer, S. (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. In: Hirschauer, S./Amann, K. (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–52.
- Angermüller, J. (2005): Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse in Deutschland. Zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion. In: Keller, R./Hirseland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Die diskursive Konstruktion der Wirklichkeit. Konstanz: UVK, S. 23–48.
- Angermüller, J. (2007): Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich. Bielefeld: transcript.
- Bachelard, G. (1934/1988): Der neue wissenschaftliche Geist. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berger, P./Luckmann, T. (1997): Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bourdieu, P. (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyrischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, U./Krasmann, S. (2010): Ni méthode, ni approche. Zur Forschungsperspektive der Gouvernementalitätsstudien – mit einem Seitenblick auf Konvergenzen und Divergenzen zur Diskursforschung. In: Angermüller, J./Dyk, S. (Hrsg.): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Frankfurt am Main: Campus, S. 23–42.
- Bühl, W. (Hrsg.) (1972): Verstehende Soziologie: Grundzüge und Entwicklungstendenzen. München: Nymphenburger Verlagshandlung.
- Deleuze, G. (1992): Woran erkennt man den Strukturalismus? Berlin: Merve.
- Deleuze, G./Guattari, F. (1992): Tausend Plateaus. Berlin: Merve.
- Diaz-Bone, R. (2006): Die interpretative Analytik als methodologische Position. In: Kerchner, B./Schneider, S. (Hrsg.): Foucault: Diskursanalyse der Politik. Wiesbaden: VS, S. 68–84.
- Diaz-Bone, R. (2007): Die französische Epistemologie und ihre Revisionen. Zur Rekonstruktion des methodologischen Standortes der Foucaultschen Diskursanalyse [65 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8(2), www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0702241 (Abruf 20.10.2013).
- Dilthey, W. (1900/1990): Die Entstehung der Hermeneutik. In: ders.: Gesammelte Schriften, Band 5. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 8. Auflage, S. 317–338.
- Dreyfus, H./Rabinow, P. (1994): Michel Foucault - Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Dumézil, G. (1989): Mythos und Epos. Frankfurt am Main: Campus.
- Eco, U. (1994): Einführung in die Semiotik. München: Fink.
- Feustel, R. (2010): „Off the Record“. Diskursanalyse als Kraft des Unmöglichen. In: ders./Schochow, M. (Hrsg.): Zwischen Sprachspiel und Methode. Bielefeld: transcript, S. 81–98.
- Flacius, M. (1567/1976): Anweisungen, wie man die Heilige Schrift lesen soll, die wir nach unserem Urteil gesammelt oder ausgedacht haben. In: Gadamer, H./Böhm, G. (Hrsg.): Seminar: Philosophische Hermeneutik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 43–52.
- Foucault, M. (1974): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1991): Von der Subversion des Wissens. Mit einer Bibliographie der Schriften

- Foucaults. Frankfurt am Main: Fischer.
- Foucault, M. (2005): *Andere Räume*. In: ders.: *Schriften in vier Bänden*. Band IV. Frankfurt am Main: Campus, S. 391–342.
- Gadamer, H. (1986/1993): *Hermeneutik 2: Wahrheit und Methode*. Ergänzungen. Tübingen: Mohr.
- Gadamer, H. (1960/1990): *Hermeneutik 1: Wahrheit und Methode*. 6. Auflage. Tübingen: Mohr.
- Gehring, P. (2011): *Abseits des Akteurs-Subjekts*. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Diskurs – Macht – Subjekt*. Wiesbaden: VS, S. 21–33.
- Greimas, A. (1971): *Strukturelle Semantik*. Methodologische Untersuchungen. Braunschweig: Vieweg.
- Grondin, J. (2001): *Von Heidegger zu Gadamer: unterwegs zur Hermeneutik*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Herder, J. (1778/1994): *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele*. Bemerkungen und Träume. In: Herder, J.: *Sämtliche Werke*, Band 8. Hildesheim: Olms Weidmann, S. 165–333.
- Hirschauer, S. (2004): *Praktiken und ihre Körper*. In: Hörning, K.H./Reuter, J. (Hrsg.): *Doing culture*. Bielefeld: transcript, S. 73–91.
- Hirschauer, S./Bergmann, J. (2002): *Willkommen im Club! Eine Anregung zu mehr Kontingenztrennung in der qualitativen Sozialforschung*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 31(4), S. 332–336.
- Hitzler, R. (2002): *Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie [35 Absätze]*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 3(2), www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs020276 (Abruf 20.10.2013).
- Hitzler, R. (2007): *Wohin des Wegs. Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung [31 Absätze]*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8(3), www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs070344 (Abruf 20.10.2013).
- Jäger, S. (2001): *Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse*. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, Band 1. Opladen: Leske und Budrich, S. 81–112.
- Jergus, K. (2011): *Liebe ist... Artikulation der Unbestimmtheit im Sprechen über Liebe*. Bielefeld: transcript.
- Keller, R. (2008): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2010): *Nach der Gouvernementalitätsforschung und jenseits des Poststrukturalismus. Anmerkungen aus Sicht der Wissenssoziologischen Diskursanalyse*. In: Angermüller, J./Dyk, S. (Hrsg.): *Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung*. Frankfurt am Main: Campus, S. 43–70.
- Keller, R. (2011): *Der menschliche Faktor. Über Akteur(inn)en, Sprecher(inn)en, Subjektpositionen, Subjektivierungsweisen in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse*. In: ders./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Diskurs - Macht - Subjekt*. Wiesbaden: VS, S. 69–107.
- Keller, R. (2012): *Das interpretative Paradigma*. Wiesbaden: Springer.
- Kossack, P. (2006): *Lernen Beraten. Eine dekonstruktive Analyse des Diskurses zur Weiterbildung*. Bielefeld: transcript.
- Laclau, E./Mouffe, C. (1991): *Hegemonie und radikale Demokratie*. Wien: Passagen.

- Meuser, M. (1999): Subjektive Perspektiven, habituelle Dispositionen und konjunktive Erfahrungen. Wissenssoziologie zwischen Schütz, Bourdieu und Mannheim. In: Hitzler, R./Reichertz, J./Schroer, N. (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz: UVK, S. 121–146.
- Nietzsche, F. (1980): Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: ders.: Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen. München: DTV.
- Ott, M. (2011): Aktivierung von (In-)Kompetenz. Praktiken im Profiling – eine machtanalytische Ethnographie. Konstanz: UVK.
- Ott, M./Langer, A./Rabenstein, K. (2012): Integrative Forschungsstrategien – Ethnographie und Diskursanalyse verbinden. In: Friebertshäuser, B./Kelle, H./Boller, H./Bollig, S./Huf, C./Langer, A./Ott, M./Richter, S. (Hrsg.): Feld und Theorie. Opladen: Budrich, S. 169–184.
- Piaget, J. (1973): Der Strukturalismus. Olten: Walter.
- Piaget, J. (1981): Jean Piaget über Jean Piaget. Sein Werk aus seiner Sicht. München: Kinder.
- Reckwitz, A. (2000): Die Transformationen der Kulturtheorien. Weilerswist: Velbrück.
- Reh, S./Rabenstein, K. (2012): Normen der Anerkennbarkeit in pädagogischen Ordnungen. In: Balzer, N./Ricken, N. (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS, S. 225–246.
- Reichertz, J. (1988): Verstehende Soziologie ohne Subjekt? Die objektive Hermeneutik als Metaphysik der Strukturen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 40(2), S. 207–222.
- Reichertz, J. (2010): Das sinnhaft handelnde Subjekt als historisch gewachsene Formation des Menschen? In: Griese, B. (Hrsg.): Subjekt – Identität – Person? Wiesbaden: VS, S. 21–48.
- Saussure, F. (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: de Gruyter.
- Schäfer, A. (2011): Irritierende Fremdheit: Bildungsforschung als Diskursanalyse. Paderborn: Schöningh.
- Scharl, K./Wrana, D. (2014): Positionierungen als Entscheidung, Professionalität zu denken. In: Miethe, I./Ecarius, J./Tervooren, A. (Hrsg.): Bildungsentscheidungen im Lebenslauf. Opladen: Budrich, S. 121–140.
- Schleiermacher, F. (1838): Hermeneutik und Kritik. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen herausgegeben von Dr. Friedrich Lücke. Berlin: Reimer.
- Schmidt, R. (2012): Soziologie der Praktiken. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, A. (1929/1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, A./Luckmann, T. (1979): Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Soeffner, H. (1999): Verstehende Soziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Die Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. In: Hitzler, R./Reichertz, J./Schröer, N. (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz: UVK, S. 39–50.
- Weber, M. (1920): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen: Mohr.
- Weber, M. (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr.
- Wrana, D. (2001): Subjektkonstitutionen, Machtverhältnisse, Ästhetiken. Eine Diskursanalyse von Platons Politeia im Anschluss an Georges Dumézil. In: Angermüller, J./Bunzmann, K./Nonhoff, M. (Hrsg.): Diskursanalyse. Hamburg: Argument, S. 85–98.

- Wrana, D. (2006): Das Subjekt schreiben. Reflexive Praktiken und Subjektivierung in der Weiterbildung – eine Diskursanalyse. Baltmannsweiler: Schneider.
- Wrana, D. (2012): Diesseits von Diskursen und Praktiken. Methodologische Bemerkungen zu einem Verhältnis. In: Friebertshäuser, B./Kelle, H./Boller, H./Bollig, S./Huf, C./Langer, A./Ott, M./Richter, S. (Hrsg.): *Feld und Theorie*. Opladen: Budrich, S. 185–200.
- Wrana, D. (2014a): Praktiken der Differenzsetzung. Von der poststrukturalistischen Theorie der Differance zu einem Instrumentarium der Analyse von Praktiken. In: Tervooren, A./Engel, N./Göhlich, M./Miethe, I./Reh, S. (Hrsg.): *Ethnographie und Differenz in pädagogischen Feldern*. Bielefeld: transcript, S. 79-96.
- Wrana, D. (2014b): Diskursanalyse jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M. (Hrsg.): *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch* (Bd. 1). Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript, S. 511-536.
- Ziegau, S. (2006): Die kommunikative Sozialforschung in der Forschungsliteratur seit 1973. Zur Entwicklung, Reflexion und Bedeutung eines tragenden Prinzips der Sozialforschung. In: *Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* (2), S. 293–312.
- Ziem, A. (2008): *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*. Berlin: de Gruyter.
- Zinnecker, J. (2000): Pädagogische Ethnographie. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 3 (3), S. 381–400.